

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 58 (1985)

Heft: [8]

Artikel: Die eigene Schule behalten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schlussbemerkungen

Die Förderung von Einstellungen und Haltungen hängt stark von der *Einstellung der Erzieher* ab. Eines darf allerdings nicht übersehen werden: Einstellungen können nicht einfach weitergegeben werden wie die Regeln des Bruchrechnens; sie sind *nicht voll machbar, nicht messbar*. Das ist gut so; denn der Aufwachsende soll seine persönlich zu verantwortenden Einstellungen und Werthaltungen finden. Die Erziehung in Haus und Schule kann dazu ermuntern, ermutigen.

Die Besinnung auf Grundwerte gehört zu den vordringlichsten Aufgaben unserer Zeit und damit auch der Schule. Diese Aufgabe darf nicht durch die vielen übrigen Anliegen, die der Schule unterbreitet werden, an den Rand gedrängt werden. Ob neuerdings weitere Wissensgebiete postuliert werden – die *Frage nach Grundwerten* des Lebens hat *im Zentrum der Erziehungs- und Bildungsarbeit* zu bleiben. Die Unterrichtspläne sind nicht zu überhäufen mit neuen Inhalten; es ist immer auch eine *Entrümpelung* von weniger wichtigen Stoffen zu überprüfen; denn die Besinnung auf Werte bedarf des ruhigen Verweilens. Nur wenn es gelingt, in einer hohen Zahl von Menschen die Bereitschaft für eine Vertiefung in Grundwerte zu wecken, darf auf die Meisterung brennendster existentieller Zeitfragen gehofft werden. Die vorherrschenden Werthaltungen werden entscheidend sein für die Lösung der Aufgaben von heute und morgen.

NZZ 15./16. 6. 85

Die eigene Schule behalten

Seit dem Schuljahr 1977/78 sinken die Schülerzahlen beständig. Besuchte damals in der Schweiz eine Rekordzahl von 905 000 Schülern die obligatorische Schule, so werden es 1988/89 voraussichtlich noch drei Viertel davon – nämlich 675 000 – sein. Als Folge sinken die Klassenbestände; manches Dorf muss um seine Schule fürchten.

Besonders prekär ist die Lage für die Oberstufen des Volksschulwesens. Denn hier teilen sich die Schüler nochmals auf; im Kanton Bern zum Beispiel nach der vierten Klasse in Primar- und Sekundarschüler. Damit aber droht an manchen Orten die Gefahr, die eigenständige Oberstufe zu verlieren. Ein Beispiel dafür ist das Weinbauerdörfchen Twann. Es liegt am Bielersee – in der Mitte zwischen Ligerz und Tüscherz. Bis vor kurzem besass das alte, habliche Dorf Twann eine gesunde schulische Struktur. Zusammen mit den beiden Randgemeinden wurde eine Sekundarschule geführt. Dazu kam in jeder der drei Gemeinden eine selbständige Primarschul-Oberstufe.

Schon 1979 lag die durchschnittliche Schülerzahl pro Klasse an den Primarschulen in Twann und seinen Nachbargemeinden mit 16 wesentlich unter dem kantonalen Durchschnitt von 21,8. Eine Zusammenlegung der durch Übertritte in die Sekundarschule nochmals verkleinerten Primarschul-Oberstufe mit andern Gemeinden drängte sich auf, wollte man die Oberstufenschule überhaupt behalten. Weil eine Gemeinde wie Twann die eigene Schule schon als ein Zeichen für ihre Lebenskraft braucht, war dieser Wille klar vorhanden. Wichtig ist ja nicht nur, dass die Jugend im Dorf bleibt. Ein Verlust der Schule hiesse, einen Pfeiler der Dorfgemeinschaft herauszureissen.

Ein Schulversuch entsteht

In dieser Situation kam ganz unbürokratisch ein Anstoss vom Amt für Unterrichtsforschung in Bern. Spontan, ohne die sonst bei solchen Versuchen übliche umfangreiche Vorbereitung, die einen Versuch oft fast ersticken lässt, reagierte das Amt auf diese Notlage. Sein Leiter Hans Stricker: «Ich habe in der Zeitung von der Absicht gelesen, wie schon die Sekundarschule auch die Oberstufe der Primarschulen von Ligerz, Tüscherz und Twann zusammenzulegen. Da hat es bei mir gefunkt. Ich habe die Twanner sofort gefragt, ob sie nicht bei einem Schulversuch mitmachen wollten.»

Er schlug vor, Primarschul-Oberstufe und Sekundarschule vom fünften bis zum neunten Schuljahr zusammenzulegen, um sie gemeinsam zu führen. Für sein vom üblichen Weg der Schulzusammenschlüsse abweichendes Vorgehen gab es ein gutes Argument: Die Prognose der Schülerzahlen für die nächsten Jahre hatte gezeigt, dass es kaum möglich sein würde, Jahrgangsklassen für zwei Schultypen (Primar- und Sekundarschule) zu bilden. Wahrscheinlich hätte man die Primarschul-Oberstufe bald nach Biel verlegen müssen.

So kam es zum Experiment, das für eine Dorfschule einmalig ist: Sekundar- und Oberschüler drücken dieselben Schulbänke.

Der Besucher des Twanner Schulbetriebes ist zuerst einmal überrascht: Finden sonst Schulversuche oft in modernsten Schulhäusern, ausgerüstet mit allen erdenklichen Hilfsmitteln, statt, so bietet Twann an solch sogenannt «moderner» Pädagogik nichts. Das Schulhaus datiert aus der Mitte des letzten Jahrhunderts, es riecht nach Schweiss, nassen Kleidern und Kreide. Im Lehrerzimmer erläutert Schulleiter Georges Meyer die Grundzüge des Twanner Versuchs:

«Alle Oberstufenschüler – ausser den Gymnasiasten, die nach Biel gehen – werden in einer Klasse gemeinsam unterrichtet. In Mathematik, Deutsch und Französisch werden die Schüler nach einem halben Jahr in zwei Niveaustufen gegliedert. Leistungsniveau A entspricht der Sekundarschule, B der Primarschul-Oberstufe.»

Ein Besuch im Unterricht von Ueli Wolf, dessen Klassenzimmer Wohnlichkeit ausstrahlt, zeigt in einer Mathematikstunde mit der fünften Klasse, was der Kern dieses Versuchs ist. Anwesend sind 23 Schüler. Thema ist die Umwandlung von Zeitmassen (Stunden, Minuten, Sekunden). Der Lehrer erklärt die grösseren und kleineren Masseinheiten. Am Tag der olympischen Abfahrt in Sarajevo ist klar, dass er auf das Skirennen zu sprechen kommt: Auch dabei geht es ja um Zeitmasse, sogar um Zehntels- und Hundertstelssekunden. Die Spannung und Teilnahme der Schüler steigt spürbar. Eifrig wird diskutiert, wie wichtig in diesem Sport auch Bruchteile von Sekunden sind.

Aufteilung quer durch die Bänke

Nach dem gemeinsamen Unterrichtsbeginn wird die Klasse aufgeteilt: je nach Leistungsvermögen im nun zu behandelnden Fach in A-Schüler (die «besseren») und B-Schüler (die «schlechteren»). In der anschliessenden Übung erhalten die Gruppen unterschiedliche Aufgaben. A-Schüler sollen Masse aus dem Schulbuch umwandeln: Wie viele Minuten sind eine Stunde und 15 Minuten, usw. – Die B-Schüler werden nach vorne gerufen und bekommen ein Blatt mit leichteren Aufgaben.

So werden für den Besucher erstmals die B-Schüler im Fach Mathematik erkennbar – etwa ein Drittel der Klasse. In den Bänken sitzen die Schüler gemischt. Im mündlichen Unterricht sind die B-Schüler oft genauso eifrig wie die «besseren» Kamera-

den. Prestigefragen spielen in der Klasse eine kleine Rolle. Ueli Wolf: «Ich glaube, die Schüler wissen selbst nicht immer voneinander, in welchem Niveau sie bei mir eingeteilt sind.» Ein Schüler erklärt, auch in der Pause sei der Unterschied klein: «Mit wem ich in der Pause zusammensein will – da zählen ganz andere Dinge.»

Überraschende Ergebnisse

Über erste Erfahrungen berichtet Hans Stricker vom Amt für Unterrichtsforschung: «Wir haben mit dem ersten am Versuch beteiligten Jahrgang probeweise eine Aufnahmeprüfung durchgeführt. Nach dem normalen System wären elf Schüler der Primar- und sieben der Sekundarschule zugewiesen worden. Beim Twanner Modell sind jetzt – nach einem Jahr – von den 18 Schülern lediglich drei in allen Fächern B-Schüler. Sonst ist alles gemischt oder in der A-Gruppe.»

Dies bedeutet für die meisten Schüler, dass sie besser gefördert wurden, als es in einem starren Klassenverband möglich wäre. Ein Beispiel dafür ist Monika, deren Mutter aus dem Welschland stammt. Von der Aufnahmeprüfung her wäre sie, wegen ihrer Schwierigkeiten mit der Mathematik, eine Primarschülerin geworden. In Twann ist sie nur in diesem Fach B-Schülerin. Im Französisch bewältigt sie problemlos das Programm der A-Gruppe; in Deutsch ist sie – mit etwelcher Mühe – ebenfalls im A.

Treppchen auf und ab

Aber auch diese Einteilung ist nicht endgültig. Die Schüler können auf- und absteigen. Nach jedem Semester wird die Zugehörigkeit zu den beiden Gruppen überprüft. Ein Schüler, der zum Beispiel im Französischen plötzlich den Knopf aufmacht, kann ins A-Niveau wechseln. Möglich sind aber auch Abstiege. Schulleiter Meyer zum Grundprinzip: «Wir wollen den Schüler solange wie möglich im besseren Niveau behalten oder ihn so rasch es geht vom schlechteren ins bessere Niveau befördern.» Im Schulkonzept sind gleichzeitig besondere Betreuungsstunden vorgesehen; auf – für Schüler – freiwilliger Basis werden mögliche Aufsteiger gefördert bzw. Absteiger gestützt. Diese Stunden – sie heissen bei den Schülern «Sternchen-Stunden», da sie im Stundenplan mit einem Stern (*) gekennzeichnet sind – gelten für viele Schüler als wirkliche Sternstunden. Sie können hier persönliche Rückstände aufholen, sie lernen, sich besser einzuschätzen und Verantwortung für sich zu übernehmen. Ein Schüler: «Beim Bruchrechnen bin ich einfach nicht drausgekommen. In der «Sternchen-Stunde» hat es mir der Lehrer nochmals speziell erklärt. Jetzt geht es viel besser.»

Hohe Anforderungen an die Lehrer

Den Lehrern bringt der Schulversuch ungewohnte Belastungen. Jürg Fankhauser, der letztes Jahr frisch nach Twann gekommen ist, findet es hier schwieriger als an andern Schulen: Bei unterschiedlicher Lerngeschwindigkeit von A- und B-Schülern muss er ein gemeinsames Kernprogramm erarbeiten und es so abstimmen, dass beide Gruppen immer wieder zusammengeführt werden. Er sieht aber auch Vorteile: «Der Versuch zwingt uns zu viel mehr Zusammenarbeit als in anderen Schulen. Wir lassen im Lehrerzimmer nicht nur den Ärger über die Schüler ab, sondern planen gemeinsam und verständigen uns über didaktische und organisatorische Fragen.»

Für die Gemeinde Twann hat sich der Versuch schon dadurch gelohnt, dass die Schule im Dorf bleibt. Doch auch darüber hinaus sind die Auswirkungen positiv. Schulpräsident Otto Müller weist darauf hin, dass die Schule durch den Versuch nä-

her an die Bevölkerung herangebracht worden sei; diese stehe jetzt aktiver für die Schule ein und engagiere sich an Elternabenden. Auch die Zusammenarbeit von Lehrern und Eltern sei enger geworden, da die ungewohnten Schulstrukturen zum Gespräch zwängen.

Allerdings kann der Twanner Schulversuch in der übrigen Schweiz nicht einfach übernommen werden. Er ist in seiner Ausrichtung an die Gegebenheiten des Schulwesens im Kanton Bern – mit seiner frühen Trennung von Sekundar- und Primarschule (nach dem vierten Schuljahr) – angepasst. Hier ist eine Verlängerung der gemeinsamen Unterrichtszeit für alle Schüler besonders aktuell. Dennoch weist dieser Versuch in mehrerer Hinsicht über die regionale Bedeutung hinaus:

Er beweist, dass auch in Dorfschulen differenzierter Unterricht geboten werden kann. Gesamtschulen können, statt mehrere Jahrgänge von Schülern zusammenzufassen (zum Beispiel erste bis vierte Klasse), auch unterschiedliche Schultypen (etwa Sekundar- und Primarschule) integrieren. Gerade für bevölkerungsschwache Gebiete könnte dies eine attraktive Lösung darstellen.

Schulreformen müssen nicht zentral und bürokratisch geplant sein. Eine aktive Lehrerschaft mit der Bevölkerung eines Dorfes im Rücken kann hier sehr viel erreichen. Der Schulversuch in Twann zeigt einen gangbaren Weg auf, wie die Bildungschancen schwächerer Schüler verbessert werden können. Wer zum Beispiel in Französisch und Deutsch eher ungenügend ist, hat in Twann immer noch die Chance, seine mathematischen Fähigkeiten wie ein Sekundarschüler zu entfalten.

Ist das Modell von Twann eine Gesamtschule?

Das Twanner Modell gleicht in seinem Aufbau einer sogenannten Gesamtschule. Diese Schulform ist ursprünglich vor allem in Deutschland propagiert worden. Durch die Integration aller Schulformen in der Oberstufe sollten verfrühte Berufsentscheide hinausgeschoben werden. Gleichzeitig hoffte man, dass die einzelnen Schüler besser gefördert würden, indem sie in Jahrgangsklassen mit unterschiedlichen Leistungskursen unterrichtet wurden. Anstelle der zwei Leistungsniveaus (A und B) in Twann sahen deutsche Gesamtschulen oft vier und mehr Stufen vor. Dazu kamen noch verschiedenste Wahlfächer.

Wie sollte aber eine solche Vielfalt von Formen realisiert werden? Man glaubte, dass das nur in riesigen Schulfabriken (mit bis zu 2000 Schülern!) möglich sei. Solche Gesamtschulen zeigten jedoch schnell Nachteile: Sie konnten den einzelnen Kindern oft kaum mehr die Geborgenheit geben, die sie benötigten. Zerstörtes Schulmobiliar und Aggressionen unter den Schülern waren eine häufige Folge. Mehr noch: Die flexible Förderung der Schüler wurde im bürokratischen Wust des Alltags einer solchen Mammutschule erstickt.

Die schweizerischen Erfahrungen in Twann zeigen, dass es auch kleiner geht. Die Idee der Gesamtschule wird hier auf eine produktive Art und Weise verändert: So werden die Klassen nicht zugunsten von verschiedensten Leistungsniveaus auseinandergerissen. Vielmehr werden diese in der Klasse selbst angeboten. Das heisst aber, dass gerade im persönlichen Verhältnis zwischen dem Schüler und seinem Lehrer die Möglichkeit einer massgeschneiderten Förderung des einzelnen begründet liegt.

Beobachter 11/84